

[czy to Schulz?]

Bruno Schulz: Der Pfennig mit dem Auge

„Das ist doch alles Unsinn! Seht Euch doch mal ein solches Amulett an. Was steht darauf? Irgendein frommer Spruch oder ähnliches, und das soll nun eine Kugel von ihrer Bahn ableiten, die mathematisch genau fest steht. Sagt doch selbst: leben wir im zwanzigsten Jahrhundert oder im grauen Mittelalter?“

Keiner wagte auf diese bestimmt gesprochenen Worte zu antworten. Ganz still war es im Unterstand, nur zeitweise hörte man den Sand durch die Bretterwände rinnen oder eine Ratte nagen.

„Aber lieber Heckert, ich begreife doch nicht...“

„Und ich sage dir nochmals, es ist alles Unsinn. Ich kann mir doch hier die Bahnen der Geschosse aufzeichnen, und wer nun zufällig in eine solche Linie kommt, der wird eben getroffen, ganz gleich, ob er einen Himmelsbrief, ein Amulett oder sonst irgend welchen Unfug bei sich trägt. Es gibt kein Schicksal, das unser Leben im voraus bestimmt, wir hängen nur von den Naturgesetzen ab, oder wenn ihr wollt, vom Zufall.“

„Wenn ich getroffen werden soll, dann werde ich eben getroffen. Das ist meine Ueberzeugung.“

„Ich verstehe nicht, wie du jetzt noch solchen Unsinn reden kannst, lieber Willi. Klettere doch aus dem Schützengraben heraus und gehe oben spazieren. Wenn es dir bestimmt ist, zu leben, dann wird dir doch keine Kugel etwas tun können. So ist doch wenigstens deine Ueberzeugung. Lächerlich, nicht wahr?“

„Aber es haben doch viele Menschen Todesahnungen. Ich kannte einige, die beim Abschied in der Heimat sagten, daß sie nicht zurückkommen würden, und wirklich sind sie bald gefallen.“ „Das ist wieder so ein verhängnisvoller Irrtum. Sie glauben wirklich sterben zu müssen, begeben sich leichtsinnig und gleichgültig in jede Gefahr und kommen darin um. Nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung...“

„Hört auf mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung, hört auf mit den Vernunftgründen. Es gibt geheimnisvolle Kräfte, die ihr nicht berechnen könnt, die Eure Sinne nicht begreifen!“ Alle sahen erstaunt in die Ecke, wo sich der alte Vimdorf von seinem Lager aufgerichtet hatte. Grell fiel das Licht der Kerze auf sein eingefallenes Gesicht, ließ die Backenknochen stark hervortreten und funkelte in den tiefliegenden Augen. Ein schweres Felsstück schwebte über ihm an der Decke unserer kleinen Höhle und warf bei dem Zittern der schwachen Flamme tiefe Schatten in den dunklen Hintergrund.

Vimdorf war ein stiller Mensch, er sprach nur selten und dann auch nur das Nötigste. Sonst war er ein aufgeklärter Mann, der weder Tod noch Teufel fürchtete. Um so mehr überraschten uns jetzt diese Worte aus seinem Munde. Er blickte eine Zeitlang starr in die brennende Kerze, dann richtete er den Kopf plötzlich auf und musterte uns der Reihe nach.

„Ihr kennt doch noch alle den Kriegsfreiwilligen Kernbach?“

Wir nickten.

„Ihr wißt, daß er mein Freund war, und daß er vor einigen Tagen gefallen ist. Er war auf Horchposten, und wir fanden ihn morgens mit durchschnittener¹ Kehle.“

Vimdorf knöpfte langsam seinen Rock auf und zog eine Schnur hervor, an welcher ein kleines rotes Geldstück hing. Verwundert sahen wir auf ihn, auch dieser aufgeklärte Mensch trug ein Amulett!

„Seht es Euch genau an!“ sagte er und hielt es in die Nähe des Lichtes.

Es war ein rundes Geldstück von² Kupfer, die Schrift- und Prägezüge ließen sich nicht mehr genau erkennen, aber man sah doch einige seltsame Figuren darauf. Eine strahlende Sonnenscheibe erhob sich über zwei verschlungenen Dreiecken, in deren Mitte wie ein merkwürdiges Auge ein kleiner grüner Stein eingelassen war.

„Der Pfennig mit dem Auge“, murmelte der Alte, dann steckte er ihn wieder zu sich.

„Ihr habt vielleicht von Kernbach gehört, daß er bei Kriegsausbruch in Aegypten war und nur mit Mühe und Not den englischen Häschern entging, um sich als Freiwilliger stellen zu können. Aus Aegypten stammt dieser Pfennig.“

Er machte eine Pause, sah hinter sich in den tiefen Schatten und fuhr dann mit müder Stimme fort:

„Kernbach war kein Vergnügensreisender wie die meisten Menschen heutzutage, die mit ihrem Reisebuch in der Hand oder unter Führung eines Reisebureaus sich die Welt ansehen. Ihn kümmerten nicht die allgemeinen

1 durchgeschnittener

2 aus

ausgetretenen Straßen, es durchstöberte lieber allein die Ruinen der alten Tempel und Städte, ihn lockte die Mystik der vergangenen Jahrtausende.

Ich weiß nicht mehr, in welcher Stadt es war, aber eines Tages fand er auf einem einsamen Spaziergang in der Wüste die verlassen Trümmer eines alten Tempels. Glühend brannte die Sonne auf die weißen Steine, einige starre, stachelige Pflanzen krochen am Boden, und Eidechsen huschten über den flimmernden Sand. Nur hinter einer zerfallenen Mauer ragten ein paar Palmen in den blauen Himmel, rieselte ein kleiner Quell durch die Steine und verlor sich bald wieder im Sand.

Hier in den Schatten legte sich Kernbach, lauschte in die unendliche Stille der Wüste, lauschte auf das Knistern der zerbröckelnden Wände, auf das leise Wispern der Palmen. Ein Weg zog sich undeutlich durch das Gras an der Quelle, einige niedergetretene Halme ließen ihn überhaupt erst kenntlich werden und mein Freund machte sich sofort daran, ihn weiter zu verfolgen.

Immer tiefer ging es hinein in die Trümmer, dann in einige zerfallene Hallen. Modergeruch umwehte ihn, aber er eilte in seinem Drange nach Geheimnisvollem vorwärts.

Wie lange er so gelaufen war, wußte er nicht, als ihn plötzlich die Dunkelheit überraschte. Mit seinem Feuerzeug irrte er noch durch einige Räume, bis er in einen kleinen Tempel kam und keinen Ausgang mehr fand. Gespenstig leuchtete ihm ein ungestaltetes Götzenbild entgegen, an den Wänden hingen kostbare Geräte, ein Teppich führte zu einem Marmorbecken, das mit roten Krusten bedeckt war. Schauernd erkannte er Blut, da ver- versuchte³ er zurückzugehen, aber er fand den Weg nicht wieder, sein Feuerzeug versagte, und er mußte in dem Tempel übernachten.

Ein kühler Luftzug drang durch die Decke, einige Zikaden zirpten, und von ferne hörte er das Heulen der Hyänen durch die Nacht. Ein sanfter Lichtschimmer huschte über die Wände und beleuchtete mild die grausige Götzenstatue. Er trat vor das Bild, kleine grüne Flämmchen schienen darauf umher zu huschen, er griff danach und hielt den Pfennig in der Hand, den ich Euch zeige.

Er steckte ihn zu sich in seine Westentasche, und allmählig überwand ihn doch die Müdigkeit — und er schlief ein.

Es mochte Mitternacht sein, als er plötzlich auffuhr und nach seinem Herzen griff. Einen dumpfen Schmerz fühlt⁴ er wie von einem kräftigen Stoß. Vor ihm stand ein weißgekleideter Greis, der den Griff eines Dolches in der Hand hielt. Kernbach sprang auf, einige Splitter der zerbrochenen Klinge fielen aus seiner zerfetzten Jacke heraus, und durch die Lumpen blinkte der Pfennig mit dem Auge in grünlichem Licht.

3 versuchte

4 fühlte

Ein höhnisches Lachen tönte weithin durch die Hallen.

„Ihr habt den Pfennig mit dem grünen Auge des Gottes gestohlen“, rief der alte Priester, „Ihr werdet es bereuen! Ha, deshalb zerbrach der Dolch, den ich Euch ins Herz stoßen wollte, die Gottheit wollte das Opfer nicht.“

Kembach hatte seinen Revolver herausgerissen.

„Beruhigt Euch, junger Herr, nun will ich Euch nicht mehr ans Leben. Jetzt schenke ich es Euch und auch den heiligen Pfennig.“

Der Alte wandte sich zum Gehen. Schon am Ausgang drehte er sich noch einmal um, gespenstig leuchteten seine weißen Haare im Mondlicht, dann wieder das grelle Lachen.

„Behaltet den Pfennig, aber wißt, einmal hat er Euch vom Tode gerettet, das nächste Mal seit Ihr ihm verfallen wie jeder, der ihn besitzt. Die Gottheit wird Euch den Raub selbst wieder abfordern.“

Dann war er spurlos verschwunden, nur sein grelles Lachen hallte durch den Tempel.

Kernbach wollte dem seltenen Besitz nicht entsagen, er nahm ihn mit, als er am andern⁵ Morgen zu seinem Gasthaus zurückkehrte, und Ihr habt gesehen, daß der Alte recht hatte. Mein Freund ist tot.“

Vimdorf hielt inne. Sein Auge starrte ins Leere. Ganz zerfallen sah sein Gesicht aus, als ob er in der letzten Stunde um Jahre gealtert wäre. Plötzlich zuckte es in seinen Augen auf, er zog den grünlich flimmernden Pfennig heraus.

„Aber ich will dem Fluch trotzen. Du bist das köstliche Erbe meines Freundes, dich behalte ich und sollte es mein Verderben sein.“ Tiefe Stille trat ein, nur hin und wieder hörte man einen Schuß dumpf durch den Abend schallen. Dann Postenablösung, wir eilten an unsere Plätze.

Am andern Morgen fanden wir Vimdorf tot mit zerschossener Brust.

Bruno Schulz, *Pfennig mit dem Auge*, „Illustrierte Cetinjer Zeitung“ 1917, nr 44 (21 października), s. 1–2. Opracował Marek Szalsza



Bruno Schulz: Fenig z okiem¹

– Wszystko to nonsens! Obejrzyjcie sobie raz taki amulet. Co na nim widać? Jakąś pobożną formułkę czy coś podobnego – i to miałyby zmienić tor lotu kuli, który jest ustalony matematycznie? Powiedzcie sami: żyjemy w dwudziestym wieku czy w mrokach średniowiecza?

Nikt nie ważył się odezwać po tych stanowczo wypowiedzianych słowach. W schronie panowała całkowita cisza, niekiedy tylko słychać było piasek przepływający się przez drewniane ściany, albo szczura, który je podgryzał.

– Ależ Heckert, mój drogi, nie pojmuję...

– A ja mówię ci jeszcze raz: wszystko to nonsens. Mogę tu sobie wyrysować trajektorie pocisków i ktoś, kto przypadkiem wejdzie na linię strzału, zostanie trafiony, nieważne, czy będzie miał przy sobie list od Pana Boga, amulet czy jakąś inną bzdurę. Nie istnieje los, który z góry określałby nasze życie, rządzą nami prawa przyrody, albo, jeśli wolicie, przypadek.

– Skoro mam zostać trafiony, trafią mnie. Takie jest moje przeświadczenie.

– Nie rozumiem, drogi Willi, jak możesz jeszcze teraz wygadywać takie nonsensy. Wyjdź z okopu i przejdź się na spacer. Jeżeli jest ci przeznaczone przeżyć, żadna kula nie będzie mogła cię dosięgnąć. Takie przynajmniej jest twoje przeświadczenie. Śmieszne, nieprawdaż?

– Ale przecież tysiące ludzi ma przecucie śmierci. Znałem w kraju paru takich, co żegnając się, mówili, że już nie wrócą – i rzeczywiście wkrótce padli.

– Kolejna tragiczna w skutkach pomyłka. Wierząc, że i tak muszą umrzeć, z lekkomyślną obojętnością narażają się na każde niebezpieczeństwo i faktycznie giną. Według rachunku prawdopodobieństwa...

– Dajcie spokój z rachunkiem prawdopodobieństwa i z argumentami rozsądku. Istnieją tajemne siły, których nie możecie obliczyć i których wasze zmysły nie pojmą!

1 W dwóch młodzieńczych, napisanych po niemiecku opowiadaniach Brunona Schulza dostrzegam drobne chropowości stylistyczne. W wypadku autora mniejszej rangi nie wahałbym się zastosować pewnych zabiegów wygładzających – wewnątrz istniejącego w translacji niewielkiego pola wyboru między wiernością wobec oryginału a jakością literacką. Mając jednak do czynienia z gigantem tej miary co Schulz, postawiłem nietypowo dla siebie na prawie całkowitą wierność. Teksty zawierają ponadto kilka oczywistych błędów językowych. Niektóre to ewidentnie błędy drukarskie, inne świadczą być może o stopniu opanowania języka niemieckiego przez autora. Redakcja „Schulz/Forum” zdecydowała zostawić je w tekście głównym, wersje poprawne podając w przypisach. Błędów tych naturalnie nie przenosiłem do przekładu. Wersja niemiecka zapisana jest według starych reguł ortografii (przyp. tłum.).

Wszyscy ze zdumieniem spojrzeli w róg, gdzie urządził sobie legowisko stary Vimdorf. Blask świecy jaskrawo oświetlał jego zapadniętą twarz, mocno uwydatniając kości policzkowe i migocząc w głęboko osadzonych oczach. Ciężki odłamek skalny, który wisiał nad nim pod stropem naszej małej jaskini, tworzył na ciemnym tle głębokie cienie w drżącym blasku słabego płomienia.

Vimdorf był cichym człowiekiem, odzywał się rzadko, a i wówczas mówił tylko to, co konieczne. Poza tym był światłym mężczyzną, który nie obawiał się diabła ani śmierci. Tym bardziej zaskoczyły nas teraz słowa padające z jego ust. Przez chwilę wpatrywał się nieruchomo w płonącą świecę, potem nagle uniósł głowę i po kolei lustrował nas wzrokiem.

– Pamiętacie wszyscy ochotnika Kernbacha?

Potwierdziliśmy skinieniem.

– Wiecie, że był moim przyjacielem i że zginął przed paroma dniami. Wyszedł jako czujka, a rano znaleźliśmy go z poderżniętym gardłem.

Vimdorf pomału rozpiął bluzę i wydobyl sznurek, na którym wisiała mała czerwona moneta. Patrzyliśmy na niego zdziwieni: więc również ten światły człowiek nosi amulet!

– Obejrzyjcie ją sobie dokładnie – powiedział, zbliżywszy pieniądz do światła.

Była to okrągła miedziana moneta, napisów i tłoczeń nie dało się już wyraźnie rozpoznać, ale widocznych było kilka osobliwych figur. Promienna tarcza słoneczna wznosiła się nad dwoma splecionymi trójkątami, pośrodku których, niczym przedziwne oko, wpuszczony został niewielki zielony kamień.

– Fenig z okiem – wymamrotał stary, po czym znów go schował. – Jak może słyszeliście, podczas wybuchu wojny Kernbach przebywał w Egipcie, gdzie z ledwością zdołał się wymknąć angielskim siepaczom, żeby zgłosić się jako ochotnik. Ten fenig pochodzi właśnie z Egiptu.

Zrobił krótką przerwę, spojrzął do tyłu w głęboką ciemność, po czym ciągnął znużonym głosem:

– Kernbach nie podróżował dla przyjemności, jak większość ludzi, którzy zwiedzają dzisiaj świat z przewodnikiem turystycznym w rękę albo pod opieką biura podróży. Nie interesowały go powszechnie uczęszczane szlaki, wołał w pojedynkę przemierzać ruiny starych świątyń i miast, wabiła go mistyka minionych stuleci.

Nie wiem już, w jakim to było mieście, ale pewnego dnia podczas samotnego spaceru po pustyni natknął się na opuszczone ruiny starożytnej świątyni. Piekące słońce prażyło na białe kamienie, sztywne kolczaste rośliny pełzały po ziemi, a jaszczurki przemykały po migotliwym piasku. Tylko za zwalonym murem kilka palm wznosiło się ku niebu, a małe źródło szemrało wśród kamieni, by zaraz znów zniknąć w piasku.

Tutaj w cieniu położył się Kernbach, nasłuchiwał nieskończonej ciszy pustynnej, nasłuchiwał trzasku kruszących się ścian i bezgłośniego szeptu palm.

Ścieżka ciągnęła się niewyraźnie wśród traw przy źródełku, można ją było rozpoznać tylko dzięki paru zdeptanym źdźbłom i mój przyjaciel zaraz na nią wszedł.

Wiodła coraz dalej w głąb ruin, potem przez kilka zawalonych hal. Owionął go zapach stęchlizny, mimo to w swym parciu ku tajemnicy wciąż podążał naprzód.

Sam nie wiedział, jak długo szedł, kiedy nagle zaskoczyła go ciemność. Błąkał się jeszcze z zapalniczką po kilku pomieszczeniach, aż dotarł do małej świątyni, skąd nie umiał znaleźć wyjścia. Bezforemny bożek załśnił ku niemu upiornym blaskiem, na ścianach wisiały kosztowne przyrządy, a wąski dywan poprowadził go do marmurowego zbiornika, wyłożonego czerwoną skorupą. Poznawszy z przerażeniem, że to zaschnięta krew, Kernbach usiłował wrócić, ale nie mógł już odnaleźć drogi, jego zapalniczka zgasła i musiał przenocować w świątyni.

Chłodny powiew przenikał przez strop, cykady grały, a poprzez noc dobiegało z oddali wycie hien. Przytłumiona poświata przemykała po ścianach, łagodnie oświetlając potworną statuetkę bożka. Stał przed posągami, po których pełgały zielone płomyki, wyciągnął rękę – i oto trzymał w niej feniga, którego wam pokazałem.

Ukrył monetę w kieszeni kamizelki, stopniowo oświadczył nim zmęczenie – i zasnął.

Mogła być północ, kiedy nagle poderwał się i chwycił za serce. Czuł tępy ból, jak po silnym ciosie. Stał przed nim ubrany na biało starzec, który trzymał w dłoni rękojeść sztyletu. Kernbach skoczył na równe nogi, wtedy kilka odłamków ostrza wypadło z jego rozciętej kurtki, a przez materiał błysnął w zielonkawym świetle fenig z okiem.

Szyderczy śmiech rozszedł się daleko wśród hal.

– Ukradłeś feniga z zielonym okiem boga! – zawołał stary kapłan. – Pożałujesz tego! Ha, to dlatego pękł sztylet, który chciałem wrazić ci w serce: bóstwo nie życzyło sobie tej ofiary.

Kernbach wyszarpnął z kabury pistolet.

– Uspokój się, młody panie, już nie pragnę odebrać ci życia. Daruję ci je i dokładam też świętego feniga.

Starzec ruszył do wyjścia. Raz jeszcze odwrócił się, jego siwe włosy załśniły widmowo w blasku księżyca, znów rozległ się przeraźliwy śmiech.

– Zachowaj feniga, ale wiedz, że jeśli raz ocalił ci życie, następnym razem ulegniesz mu, podobnie jak każdy, kto go posiada. Bóstwo samo upomni się o swoją własność.

Potem znikł bez śladu i tylko przeraźliwy śmiech nadal rozbrzmiewał w świątyni.

Kernbach nie chciał wyrzec się rzadkiego okazu, wziął go więc ze sobą, gdy następnego ranka wrócił do swego zajazdu. Jak widzieliście, starzec miał rację, mój przyjaciel nie żyje.

Vimdorf umilkł. Wbił nieruchomy wzrok w pustkę. Jego twarz zdawała się teraz całkiem zapadnięta, jakby w ciągu ostatniej godziny postarzał się o wiele lat. Nagle w jego oczach coś drgnęło. Wyciągnął zielonkawo migoczącego feniga.

– Ale ja chcę stawić czoło klątwie. Jesteś drogocennym dziedzictwem mojego przyjaciela, dlatego zachowam cię, choćby na własną zgubę.

Zapadła głęboka cisza, tylko od czasu do czasu słychać było głucho brzęczy strzał. Nadeszła zmiana warty, pośpieszyliśmy na stanowiska.

Następnego ranka znaleźliśmy Vimdorfa martwego z przestreloną piersią.

Przełożył Marek Szalsza